

(Nachdruck verboten.)

19) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Da war jedoch einer, der sich durch Jensen's Anwesenheit heute abend unangenehm berührt fühlte, — nämlich Knud. Er wußte nicht weshalb, aber er hatte einen Verdacht, daß dieser Mensch, der seine Augen überall hatte, auch sein Verhältnis zu Voel ausspioniert hatte und nun den Grund ahnte, weshalb sie fortgegangen war. Er glaubte sogar zu wissen, daß der Bursche selber ein Auge auf Voel geworfen hatte und war sich nicht sicher, ob nicht eine tüchtige Portion boshafter Mißgunst hinter seinem demütigen und kriechenden Wesen lauere.

Der Geheime Etatsrat Drehling ging im Zimmer umher, die eine Hand hinten auf dem Rücken, die andere in den Brustausschlag seines zugeknöpften Rockes gesteckt, und in dieser napoleonischen Stellung unterhielt er sich eine kurze Weile und nach einer bestimmten Reihenfolge mit jedem einzelnen der Gäste.

Als er auf diese Weise schließlich auch zu Jensen-Damgaard kam, wurde der Seminarist vor lauter Ehrerbietung so krummrückig wie ein Fragezeichen und zog den Mund bis an die Ohren heran, so daß die tabakgelben Zahnreihen in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar wurden.

„Wie war es doch gleich? — Ihr Name war —?“ fragte der Geheime Etatsrat mit einer wohlwollenden Handbewegung.

„Jensen-Damgaard, — Excellenz!“

„Ach ja, — ja!“ Der Geheime Etatsrat hatte eigentlich die Absicht gehabt, ihn mit einer ganz kurzen Bemerkung stehen zu lassen (er war durchweg kein Freund von diesen „gebildeten Bauern“) — aber als er ihn nun näher betrachtete, fühlte er sich doch ganz angenehm berührt von der Persönlichkeit.

„Ich höre soeben, daß es Ihre Absicht ist, zu studieren, — möglicherweise sogar Pfarrer zu werden. Ein wirklich lobenswertes Bestreben.“

„Wenn es mir nur gelingen möchte, Excellenz!“

„Das wird es schon!“

Ein wirklich angenehmer — bescheidener und manierlicher — junger Mann, dachte der Geheime Etatsrat und nickte freundlich.

„Wie alt sind Sie, mit Erlaubnis zu fragen?“

„Achtundzwanzig, Excellenz!“

„Oh, — ja freilich —“

„Das ist ja ziemlich alt für jemand, der erst anfangen will. Aber es hat mir an Unterricht gefehlt, — ich bin ja nur ein einfacher Bauer, Excellenz.“

„Ach was! Was bin ich denn? Was sind wir alle!“ sagt der Geheime Etatsrat und klopfte ihn ermunternd auf die Schulter. „Ich vermute, die Hochschule hat in Ihnen den Wunsch erweckt, Ihre Fähigkeiten weiter auszubilden?“

„Ja, ich war zwei Jahre Lehrer an der Valderöder Hochschule.“

„Lehrer? So-o? — In welchen Fächern haben Sie denn da unterrichtet?“

„Ach, so durchschnittlich in allen, — hauptsächlich aber in der Erdbeschreibung und in der Geschichte des Geistes.“

„Ja, namentlich das letztere ist ja ein sehr umfassendes Fach. Sie konnten im Laufe eines Kurses wohl nicht weit darin kommen?“

„Ja, sehen Excellenz, das nahmen wir beim Singen durch. An der Hand der Pieder geht das so prächtig und so leicht.“

„Ach so-o!“

Aber nun wurden die Türen zum Esszimmer aufgerissen, und man ging zu Tische.

Beim Nachtsich schlug der Geheime Etatsrat an sein Glas und erhob sich.

Es ward still rings umher.

Was würde jetzt kommen? Würde die Verlobung schon heute abend veröffentlicht werden?

Es ward sehr still rings umher. Alle sahen Fräulein Drehling und Knud, und dann wieder den Geheimen Etatsrat an, der jetzt das Wort ergriff:

„Meine Damen und Herren!“

Gestatten Sie mir, in ganz wenigen Worten das Wohl unserer hochverehrten Wirtin und Freundin auszubringen, — mit einem herzlichen Dank, daß sie uns heute so freundlich versammelt hat. Und gestatten Sie mir, an diesen aufrichtigen Dank die Aeußerung eines Wunsches zu knüpfen — eines Wunsches, der — das weiß ich ganz sicher — von Ihnen allen hier geteilt wird — nämlich des Wunsches, daß die ideale Bestrebung — oder Sache, der unsere liebe Frau Gylling in so hochherziger und großartiger Weise ihr Leben und ihre Kräfte gewidmet hat, mit Glück und Erfolg gekrönt sein möge. Wenn wir — vielleicht — meinen, unserer lieben Frau Wirtin nicht in allen auf ihren zuweilen ein wenig kühnen — und wenn ich mich so ausdrücken darf — unerforschten Wegen zu dem großen Ziele folgen zu können, so tragen wir hieran — möglicherweise — die größte Schuld. Doch, wie sich dies nun auch verhalten mag — es sei ferne von mir, richten zu wollen — so glaube ich, versichern zu können, — nicht allein für meine eigene Person — natürlich — sondern im Namen aller, die hier anwesend sind — daß wir uns — jeder auf seine Weise — als Glied in dieser mächtigen, segensreichen Bewegung fühlen; uns — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — im Bündnis mit der großen Gemeinde fühlen, die durch das ganze Land für die Auf-erweckung des Volkes gewirkt hat und noch immer wirkt — vielleicht nicht allemal mit dem gleichen Erfolge, immer aber mit einem ehrlichen, redlichen und aufopfernden Willen. In dieser Gemeinde ist — um im Wilde zu bleiben — unsere liebe Frau Wirtin eine der Hohenprieesterinnen. Und in letzter Zeit hat es sich ja gezeigt, daß ihr Sohn — unser gemeinsamer, liebenswürdiger Freund, Herr Kandidat Knud Gylling — würdig in die Fußstapfen der Mutter treten zu wollen scheint.“

Es war, als verpflanze sich bei diesen Worten ein galvanischer Stoß durch die um den Tisch versammelten Gäste. Jetzt kommt's! dachten sie.

Deswegen war es eine große Enttäuschung, als der Geheime Etatsrat mit folgenden Worten schloß:

„Empfangen Sie also — liebe Frau Gylling! — unsere besten Wünsche für die Zukunft. Seien Sie überzeugt, daß wir — wie wir uns auch zu den einzelnen Fragen stellen mögen — Ihre idealen Bestrebungen stets mit dem größten Interesse verfolgen werden und — wie bisher — die höchste Achtung und Ehrfurcht für Ihren begeisterten Glauben und die großen Aufopferungen empfinden werden. Frau Gylling! Gott schütze Sie und Ihr Haus!“

Alle erhoben sich. Frau Gylling war bewegt. Sie lächelte halb verschämt, als sie ihr Glas den vielen hinhielt, die ihr über den Tisch entgegengereicht wurden. Denn alle ihre Gäste fühlten sich betroffen von der Wahrheit, die in den Worten des Geheimen Etatsrats lag. Ein tiefes und warmes und begeistertes Gefühl für die Sache des Volkes schwellte in diesen Augenblicken die Herzen der Kleinen auserwählten Gesellschaft. Der vierzigjährigen Jungfrau mit den Rosen im Haar traten vor Ueberzeugung und Aufopferungsdrang sogar große Tränen in die Augen.

Diese schöne Stimmung fand noch mehr Nahrung, als Jensen-Damgaard sich gleich darauf am untersten Ende des Tisches erhob und um Erlaubnis bat, „ein kleines Wort reden zu dürfen.“

Er fing — so einnehmend bescheiden — an zu sagen, daß es gewiß sehr kühn von ihm sei, die Aufmerksamkeit in einem solchen Kreise auf sich zu lenken. Er sei ja nur ein ganz einfacher Bauer, und es sei wie ein wunderbarer Traum für ihn, daß er, der geradewegs aus dem Torfmoor kam, nun hier zwischen allen diesen ausgezeichneten und berühmten Männern und Frauen stünde. Wenn seine alte Mutter, die daheim in ihrer ärmlichen Stube an ihrem Spinnrocken saß, ihren Sohn sehen könnte, würde sie gewiß glauben, daß so etwas unmöglich sei, und er wolle doch auch meinen, daß es sicher nicht viele Länder gäbe, wo seine Damen und Herren sich nicht schämten, mit einem ganz gewöhnlichen Bauern, der geradewegs vom Torfmoor kam, zu Tische zu sitzen. Und er

Wolle sich hiermit die große Ehre geben, ein Wohl auf Kandidat Knud auszubringen und ihm für die brüderlich ausgestreckte Hand zu danken, die der dänische Student durch ihn der ländlichen Demokratie zu gemeinsamem Wirken für das Wohl des kleinen Mannes gereicht habe.

Diese wenigen, so herzergründenden Worte lösten völlig die volkstümliche Begeisterung in der kleinen Gesellschaft aus. Unter allgemeiner Verherrlichung von Jensen-Damgaard's armer Mutter in der kleinen, niedrigen Stube — die Dame mit den Rosen meinte, die alte Frau müsse geradezu entzückend sein — hielt man dem Redner von allen Seiten die Gläser hin, und der Geheime Etatsrat äußerte unvorbehalten und mit Wärme, er — Jensen-Damgaard — habe ihm den Glauben an den Kern des dänischen Volkes wiedergegeben.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Reinhold Begas.

Allmählich wird es Mode, die Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte zu rekapitulieren. Nachdem das junge Geschlecht sich energisch durchgesetzt hat, halten es die Alten für ihre Ehrenpflicht, die Angehörigen ihrer Generation wieder in gebührende Erinnerung zu bringen, sie gewissermaßen zu rehabilitieren; zu zeigen, daß sie nicht so ganz schlecht sind, wie ihr Ruf.

Reinhold Begas ist in diesem Jahr fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Ihn zu ehren findet in den Räumen der alten Hochschule (Potsdamerstraße 120) eine Ausstellung statt, die in der Hauptsache einen Ueberblick über das Schaffen des Künstlers gibt und aus allen Stadien seiner Entwicklung Werke enthält. Begas gilt uns als typischer Vertreter jener schlimmen Denkmalskunst, die es schließlich fertig gebracht hat, die Berliner Plastik zu einer verächtigten Kunstübung zu machen. Er kann schließlich verantwortlich gemacht werden für die Berliner Siegesallee, die kein ernsthafter Kunstfreund mehr zu verteidigen wagt. Tiergartenkunst ist ein Schlagwort geworden, das alle guten Geister verschreckt. Insofern ist der Künstler zugleich günstig und ungünstig gestellt. Ungünstig: man wird ihn schnell aburteilen wollen. (So werden die Anhänger sagen.) Günstig: weil schließlich nicht viel dazu gehört, gegenüber dieser Verwirrung in den späten Jahren von seiner früheren Kunst einen besseren Begriff zu geben. Das Niveau ist so niedrig, daß es ein leichtes ist, nun auf die Jugend zu deuten und zu sagen: Seht, was der Mann geleistet hat! Urteilt gerecht!

Urteilen wir also gerecht.

Vor Begas begegnen wir in der Geschichte der Berliner Plastik zwei Namen, die Epochen kennzeichnen: Schlüter, Rauch. Schlüter repräsentiert die Kraft; er wirkt durch die Wucht seiner Schöpfungen. Rauch ist nicht so eigen-gewaltig. Er sieht sich nach Anlehnung um. Er findet die Antike. Und strebt danach, die stille Größe der Antike, wie man sie zu seiner Zeit aufsaßte, in seinen Arbeiten wieder aufleben zu lassen. Ihnen gestellt sich Begas zu. Er bricht mit dieser Art Antike. Er nähert sich wieder Schlüter. Auch er folgt der Plastik des siebzehnten Jahrhunderts. Aber er durchsetzt diese Kunst mit stark persönlichen Elementen, die mehr Auflösendes als Zusammenfassendes haben. Während bei Schlüter die Kraft zur Konzentration wird, wirkt sie bei Begas auflösend. Sie zerstört die Form, die sie bei Schlüter zusammenfügt. Schlüter gibt ein Ganzes, Gebändigtes. Begas gibt Teile. Das ist der Unterschied.

Der Pan, der die weinende Psyche tröstet, die um ihren verlorenen Gatten trauert, ist eines der ersten Werke, die Aufsehen erregen. Man muß hier, wie überhaupt bei fast allen Werken von Begas, sich künstlich zurückschrauben, um zu begreifen, daß man seinerzeit vor diesem Werk von Naturalismus sprach. Die Verhüllung der Zeit diente Begas als Folie und er erschien als Neuerer. Es ist eine genreartig aufgefaßte Szene, der Humor eigen ist. Die Psyche ist niedlich, der Pan ist tapzig, hat etwas Unkelhaftes. Die Bewegung ist gut beobachtet. Die Linien sind alle mächtig und gehalten. Das Lässige darin ist bezeichnend. Es ist der Nachklang der Rauchschen Antike. Aber ein gemäßigter Realismus durchbricht diese Schablone. Man denkt an Böcklin.

Noch auffallender ist das der Fall bei der folgenden Gruppe: Pan lehrt einen jungen Faun Flöte blasen. Böcklin malte damals gerade den flötespielenden Pan. Man muß bei Begas die Lässigkeit der Arbeit, das Können anerkennen. Die technische Behandlung ist bei dieser letzteren Gruppe sehr gut. Alles ist natürlich, bewegt und doch rührend. Man merkt das Nachwirken der römischen Welt, die in Begas vorübergehend den Plastiker weckte. Es entsteht hier ein in seiner Art besonderer Stil, ein Neuklassizismus, dem eine naturwahre Beobachtung Bedeutung gibt. Das Persönliche fehlt. Die Arbeit tritt in den Vordergrund. Das ist das Erfreuliche in dieser Epoche.

Dann aber meldet sich, nach der Rückkehr aus Rom nach Berlin, das Selbstgefühl in bezeichnender Weise. Das Maßvolle verliert sich. Die Giebelgruppen an der Front der Börse lassen den künftigen

Vegas ahnen. Die Mittelfigur streckt wagerecht nach beiden Seiten die Arme aus, trotzdem sie aus der Gruppe herausragt. Die Gestalten der Knieenden sind nicht giebelförmig abgesteift. Es ist etwas Bild-Regelloses in der Anordnung. Schwer lasten die Glieder. Die Gewänder sind mit Wucht drapiert. Das Malerische rückt schon in den Vordergrund. Die Ausführung nähert sich dem Stizzenhaften. Immerhin auch hier ist eine eigene Kraft bemerkbar.

Diese beiden Tendenzen, die Bewegtheit, die Böcklin'schen Note, gehen dann in der Gruppe zusammen, die eine Faunfamilie darstellt. Die Mutter schwingt das Kind jauchzend hoch.

Bezeichnend ist, wie Vegas immer die übliche Schablone übernimmt, ihr aber durch einige realistische Noten neues Leben zu geben vermeint. Z. B. seine erwähnten Gruppen, die doch noch im Grunde das alte, genremäßige Arrangement zeigen, aber durch die feine Beobachtung über das Niveau des Gewöhnlichen herausgehoben sind. So auch benutzt Vegas in üblicher Weise das Relief. Er zeigt uns da in gewohnter Art allegorische Szenen, natürlich beobachtet. Sie sind nicht eigen. Aber ein wenig freier, als es sonst üblich war. Wie er den Körper drapiert, wie er hinten Laubwerk als Grund anbringt, das ist das Alte, das im wesentlichen die Form beherrscht. Aber in Gesicht, Gestalt, Gliedern merkt man Beobachtung.

Als Vegas von Weimar zurückkam, erhielt er — er war damals immer unter den schwächlichen Rauch-Epigonon eine signifikante Erscheinung, die Leben brachte — für sein Kupferstandbild Friedrich Wilhelm's III. in Köln den ersten Preis. Hier schon finden wir das Typische seiner Kunst: Löwen bilden den Schmuck des Sockels, Kerle von ungebundener Gewalt räkeln sich herum.

Diese forcierte Pose schwächt er in dem Schiller-Denkmal wieder ab. Auch hier siegte er in der Konkurrenz. Hier merkt man plötzlich wieder Rauch und die gezähmte Antike: sanfte Linien, Allegorien am Sockel. Doch wirken diese Allegorien lebendig. Es spricht Realismus, Beobachtung aus diesen weiblichen Figuren, dem „Drama“, der „Geschichte“, der „Lyrik“, der „Philosophie“. Neben Rauchs blassen Schemen sind das hier wirkliche Frauenkörper. Der rücksichtslos das Leben geniehende Künstler konnte sich nicht dazu zwingen, einen leblosen Frauenkörper hinzustellen. Seine Frauen haben das volle, animalische Leben, weiter allerdings auch nichts. Das Gewand ist kleinlich, knittelig behandelt, mehr malerisch als plastisch. Etwas zuviel Schwung stört. Aber in den Gesichtern ist Ausdruck, inneres Leben, Ausdruck ohne Pose. Im Widerspruch dazu ist der Schiller ganz entmenslicht. Er steht da als ein Schemen, ein blasser Gedanke, keine Lebensmacht. Immerhin hat Vegas eine geistige Konzentration hier gefunden, wie sie ihm selten wieder gelang. Unter leichter Hülle aber ist schon der künftige Begas verborgen; nur gemähigt, abgedämpft.

Für die damalige Zeit war dieses Formen aus dem Hohen, dieses Durchscheinen des Modells, dieser malerische Schwung neu. Auf Details verzichtete Vegas. Er ging mit Verbe auf das Charakteristische, die Idee los.

Der weibliche Akt war im speziellen für Vegas ein Gebiet, auf dem man ihm die Kennerschaft anmerkte. Auch hier sieht er das Superlativische, die Wucht der Glieder, das Fleischige. Zur Form dringt er auch hier nicht durch. Einige Werke dieser Art: die „Badende“, die „Toilette“ zeigen noch in Spuren das Genremäßige, das Betonen des Inhalts, sind aber in der Haltung vielleicht die ursprünglichsten, einfachsten und darum solidesten von Vegas' Werken.

Ueberhaupt wo Vegas sich auf die Einzelfigur beschränkte, ist er am ehesten zu betragen. Zum Beispiel der Stier, den er für das Vudapesther Schlachthaus herstellte, ist ein imponierendes Werk. Voller Kraft, verhaltener, dumpfer Wut in der stumpfen Bewegung des Herzes. Der Körper ist machtvoll herausgearbeitet. Es ist eine Einheit darin, die Vegas selten sonst erreicht.

Bei seinen Frauenaekten z. B. stört neben dem Animalischen der Glieder die süßliche, lockete Haartracht. Das Haar ist gewellt, hochgesteckt. Mit einem gewissen plumpen, sinnfälligen Raffinement ist dieses Gegenfällige vereint. Am eindrucksvollsten gelang Vegas die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Körpers in dem „Maus der Sabinerin“, wo die gegeneinanderstrebenden Kräfte mit voller Wucht wirken. Der Mann gewaltige Ruhe, die Frau sich windend. Ein Kräftespiel, dem Wahrheit innewohnt, dem nur die formale, stilistische Vollendung fehlt. Diesen Mangel bemerkt man oft. Auch bei dem bekannten „Elektrischen Funken“, den ein sich lüffendes Menschenpaar trägt. Die kleinen Körper sind gut durchgebildet. Das Arrangement ist aber das übliche, wenn es auch mit einer gewissen, sicheren Eleganz behandelt ist.

So ist es bei den Bildnissen ebenfalls. Die Wüste hat eine gewisse Lebendigkeit der Erscheinung. Sie ist sogar mit offensichtlichem Fernhalten alles Kleinlichen, mit einer gewissen Strenge gearbeitet. Doch die Drapierung, die alte Art des komponierens, das Arrangement stört. Die gute Einzelbeobachtung hilft darüber nicht hinweg. Hier und da Einzelheiten, die befriedigen. Im Ganzen stört das Effektvolle. Er übernimmt wieder die alte Form, wie er auch bei den Sarkophagantwürfen sich an den bisherigen Stil hält, den Rauch prägte. In Einzelheiten erfreut dann ein gewisser Realismus, der aber auch wiederum nicht entschieden betont ist. Vegas will immer noch in seinen Porträtbüsten das Festliche, das Außer-gewöhnliche prägen, die Bedeutung. Man merkt immer noch das Mühspern: Seht, welch ein Mann! Zum Charakter drang er nicht durch.

Es brauchte nur zu all den angegebenen Bedingungen, die in Vegas' Persönlichkeit lagen, das äußere Moment der Günst der Umstände kommen, dann war dieser Künstler verloren. Dieses Moment kam. Vegas wurde der Bildhauer Berlins. Als solcher hat er es fertig gebracht, die Berliner Plastik in einen schlechten Ruf zu bringen. Er hat Berlin mit Denkmälern versehen, die der Stadt nicht zum Ruhm gereichen. Er ist damit in die Nähe eines Anton v. Werner gerückt und seine schwülstigen Monumente ähneln verzweifelt der Pseudo-Architektur unserer prophanen Mietskasernen. Sein Kaiser Wilhelm-Denkmal, das von keinem Standpunkt aus zu übersehen, das als architektonische Schöpfung eine Monstrosität ist, sein Bismarck-Denkmal, dessen vollständig auseinanderfallende Einzelteile ein deutliches Zeugnis für die Ohnmacht des Plastiklers, sind typisch geworden. Sie wirken wie fossile Reste einer veralteten Anschauung, die ihre Bedeutungslosigkeit fühlt und darum in Superlativen redet. Auch künstlerisch trifft das Verhältnis zu. Eine alte Form wird benützt. Die forcierte Phrase des Vortrags soll die Ohnmacht verdeuten. —

Kleines feuilleton.

hl. Bilder aus dem altägyptischen Leben. Würden eines Tages unsere Kultur, die Werke unserer Kunst, die Zeugnisse unseres individuellen Lebens von einer Katastrophe vernichtet, so daß nichts von alledem übrig bliebe als Reste einiger besonders dauerhafter Bauten etwa von Festungen, Kanälen, Kirchen, so würde ein künftiger Archäologe kaum eine Ahnung von der Fülle des Strebens und der Gegensätze erhalten, die unsere Zeit bewegen. Ähnlich erscheint uns das alte Aegypten als totes Land, dessen Größe, dessen starre Unbeweglichkeit uns nur fremdartig berührt, aber keine verwandte Seite in uns anklingen läßt. Jedoch welch überstutendes Leben, welche Fülle von Tönen und Reichtümern in diesem Lande der Mumien herrschten, davon entwirft E. Revillout auf Grund neu entdeckter Papyri in der „Revue“ ein anschauliches Bild. Eine Generation nach der anderen zieht an uns vorüber. Da gab es einen König, der „revolutionärer Sozialist in des Wortes strengster Bedeutung“ war, und, nachdem er es vom Provinzbeamten zum Schwiegersohn des Pharaos gebracht und König geworden ist, die unermesslichen Reichtümer des Landes in den Dienst seiner Pläne stellte. Es war Sorenhabi, der den Kampf gegen das Ausfuhrsystem der Beamten aufnahm, als soziales Ideal Heimstätten aufstellte, die jedem Bewohner eigenen Grundbesitz zusicherten und unter vielen anderen ebenso menschenfreundlichen wie tüchtigen Maßnahmen jedem Bedürftigen das Recht verlieh, von der Verbörde die Zuteilung von Lebensmitteln zu verlangen. Er wurde das Opfer seiner Bestrebungen, eine Verschwörung der Reichen stürzte ihn, der Palast wurde umzingelt und die königliche Familie ermordet. Auch zarte, romantische Geschichten sind in diese blutigen Thronkämpfe verwebt. So die rührende Episode von dem Prinzen Amenophis, der unbeerbt liegen blieb, und dem eine arme, kleine Tänzerin, der er einst seine Günst geschenkt hatte, die letzte Ehre erwies, indem sie den Leichnam heimlich begrub und so dem Geliebten Ruhe und Seligkeit im Totenreiche gab. Eine Leinwand, die die Mumie des Amenophis umhüllt, trägt die Abbildung des liebenden Mädchens, wie sie dem Lebenden ihre Guldigungen darbietet und den Toten feierlich bestattet. Durch viele Jahrhunderte hin führt uns dann Revillout in die Zeit, da Aegypten dem Untergange seiner staatlichen Unabhängigkeit entgegenging. Es sind uns da Seiten der offiziellen Zeitung des Landes erhalten, deren ehrwürdiges Alter nur durch das chinesischer Zeitungen übertroffen wird. Diese Blätter und die demotische Chronik der Bibliothéque nationale gewähren uns Einblicke in eine interessante Periode ägyptischer Geschichte. Das Land war in zwei Lager gespalten, die Reichen auf der einen, die Priester und ihre Anhänger auf der anderen Seite; die jüdischen Propheten greifen mit ihren Weissagungen in den Kampf ein und verkünden den Sturz des Königs Apries gerade so wie sie im Königreich Juda den Sturz des Reiches vorhergesagt. Amasis, das Haupt der Antilleritalen, der die aufrehrerischen Truppen befehligte, handelte nicht auf eigene Verantwortung. Eine Art Nationalversammlung stand über ihn als oberste Instanz; dieses altägyptische Parlament, das bereits seine Vorgänger hatte, tagte durch fünfzehn Jahre, führte den Kampf gegen die Priester, beschloß die Einziehung der geistlichen Güter, die vollständige Loslösung des Staates von der Kirche und die Zulassung fremder Kulte. So wurde zugunsten der Griechen der Beschluß gefaßt, „daß sie ihre Götter ins Land mitbringen dürften“. Als eine Art Konvent, dessen Auftreten fast an Zustände der französischen Revolution erinnert, verlangt die Versammlung den Tod des gefangenen Apries, und seine Abgesandten töteten den enthronten König. Den Kaufleuten wurde gestattet, Land anzukaufen, und das Privileg der Bauern abgeschafft, denen der Grundbesitz bis dahin vorbehalten gewesen war. Die Familienhäupter erhielten unumschränkte Gewalt über ihre Familien, und die Angehörigen wurden in die rechtliche Stellung von Sklaven herabgedrückt, ganz im Gegensatz zu den alten Traditionen, die in dem Vater das Haupt einer freien Gemeinschaft und in der Gattin ein verehrungswürdiges Wesen gesehen hatten, das durch einen religiösen Akt mit ihrem Gatten verbunden, ihm gleichgestellt war und mit ihm das Familienvermögen in völliger Gemeinschaft besaß. Und wieder zieht ein anderes Bild in dem Spiegel dieser alten ägyptischen

Funde an uns vorüber. Es ist die Zeit des Eindringens des Christentums. Wie sehr die neue Lehre das Land auführte, wie sie siegreich, Familienbände sprengend, um sich griff, und wie sie von den frommen Gläubigen des Osiris verabscheut wurde, zeigt folgender Brief einer Witwe, in dem sie in einem erschütternden Herzensschrei gegen den getauften Sohn ihren mütterlichen Fluch ausstößt: „Ich habe Dich genährt, und Du hast nun Deine Mutter in Verzweiflung gestürzt. Der Gott, den Du Dir gemacht hast, er tötet. Stirb nur weit entfernt von der Bahn der Isis, damit ich mein eigen Fleisch und Blut nicht erkenne... Du hast in Freuden dahingelebt und gesungen, wie es die Menschen tun. Aber Du wirst jehen: Es vergeht der Mensch, und er erwacht nur mit Osiris nach dem Schlummer zu dem Zustande der Seligkeit. Du hast den Ahnen den schuldigen Zoll versagt. Du hast getrunken mit den Gottlosen. Ich aber sage Dir: Der Untergang ist für Dich gekommen. Der Zeitpunkt meines Flehens, der Tod, wird mich mit meiner Mutter vereinigen. Er lebt aber auch für Dich, der Gott Osiris. Du wirst eingehen zur Stunde des Scheidens in seine Grabeshöhlungen, verfolgt von den bösen Dämonen. Du bist trunken, aber sie werden Dich erwecken. Die furchtbaren Boten des Osiris entführen den Menschen zum ewigen Feuer.“ Aber nicht nur in Worten tobt der Kampf der Religionen. Ueber die Verfolgung erbittert, dachten die Christen an Rache; so wenigstens läßt sich aus dem Schluß unseres Briefes schließen. „Du bist dazu entschlossen, die Grundlagen des Tempels und die Statuen der Götter zu zertrümmern. Bevor dies geschieht, werde ich selbst alles daran setzen, werde bewirken, daß sie Dich zertrümmern... Bevor dies geschieht, wirst Du sterben, Du Schlechtester der Schlimmen. Bevor dies geschieht, wirst Du zu Boden geschmettert werden, Dein Glück wird vergehen und damit auch meine Not...“ —

gc. Die ältesten Uhren. Die Zeiteinteilung in zwölf Tages- und zwölf Nachtstunden ist uralt. Schon in der Vorzeit Aegyptens bestand diese Einteilung; es hatte damals jede der 24 Stunden ihren eigenen Namen; auch findet sich auf den Bildwerken jede Stunde durch eine besondere weibliche Figur symbolisch ausgedrückt (Stundengöttinnen), von denen die der Nacht auf dem Haupte einen Stern, diejenigen des Tages eine Sonnenscheibe tragen. Ebenso alt wie diese Stundenzahl ist die Erfindung der Uhr. Die Aegyptier und die alten asiatischen Kulturvölker besaßen nicht nur Sonnenuhren, sondern auch schon Wasser- und Sanduhren. Die Erfindung der Wasseruhr schrieb man dem ägyptischen Gotte Pto zu, dem Erfinder der Schreibekunst, der eine Maschine hergestellt haben soll, welche zwölfmal des Tages in gleichen Zwischenräumen Wasser abließ. Genauere Nachrichten über Uhren haben wir zuerst aus Platos Zeit (400 v. Chr.), wo von einer Wasseruhr die Rede ist, die mit einem Flößenwerk in Verbindung stand und den Verlauf jeder Stunde durch ein Musikstück anzeigte. Später baute der Techniker Ktesibios in Alexandria (250 v. Chr.) Wasseruhren, von denen Vitruv erzählt, daß sie durch gezahnte Räder getrieben worden und mit einem Schlagwerk versehen gewesen seien. In Rom wurden die ersten Uhren um das Jahr 145 v. Chr. durch den Senator Scipio Nasica eingeführt, und später war die Uhr im römischen Reich nichts Seltenes mehr; nicht bloß die Reden vor Gericht wurden nach ihr bemessen, es besaß auch jede größere Poststation eine Amtsuhr, nach welcher der Postenwechsel geregelt wurde. Von den berühmten ältesten Uhren unserer Zeitrechnung ist zu nennen die des Ostgotenkönigs Theodorich, ein Werk des Severus Boëtius, welche mit automatischen Figuren versehen war und auch die Bewegungen der Himmelskörper anzeigte; ferner die Wasseruhr Karls des Großen, die dieser vom Kalifen von Bagdad zum Geschenk erhalten hatte, und die in der damaligen Zeit bedeutendes Aufsehen erregte. Die erste Uhr, welche einzig und allein durch gezahnte Räder mittels Kraftumsetzung getrieben wurde, soll vom Erzbischof Pacificus zu Verona im neunten Jahrhundert gebaut worden sein. Mit der Vervollkommnung der Räderuhren verschwanden die Wasseruhren bald ganz, und geblieben ist nur die Sonnenuhr als Schmuckstück für unsere Gartenanlagen und die Sanduhr da und dort als Zierrat auf einem Schreibtisch. —

en. Was der Mensch an Beleuchtung verschwendet, hat Professor Silvanus Thompson gelegentlich eines Vortrages vor der Britischen Vereinigung der Wissenschaften vorgerechnet. Er gab zunächst eine geschichtliche Uebersicht darüber, wie der Mensch von den frühesten Zeiten an Licht „gemacht“ hätte, kam dann zu der Unterscheidung von Flammen- und Glühlicht und erörterte deren beiderseitige Eigenschaften. Die Behauptung, es sei eines der größten wissenschaftlichen Probleme der Gegenwart, eine Lampe zu erfinden, die Licht ohne Wärme gibt, ist nicht mehr neu, aber die näheren Angaben, die Thompson über den Grad der Energieverschwendung durch unsere heutigen Beleuchtungsarten machte, sind doch überraschend. All unsere Mittel zur künstlichen Beleuchtung sind elend verschwenderisch. Ob das Licht nun durch Petroleum oder durch Gas oder durch elektrischen Strom erzeugt wird, immer geht ein mehr oder weniger großer Teil der Energiequelle durch die Entstehung von Wärmestrahlen verloren, die man gar nicht erzeugen will und gar nicht braucht. Man darf geradezu sagen, daß eine Lampe, die nur Licht ohne Wärme zu liefern vermöchte, rund hundertmal heller als alle jetzigen brennen würde, weil gegenwärtig im Durchschnitt 99 vom Hundert der verbrauchten Energie als Wärme nutzlos oder gar mit unangenehmen Folgen in die Luft ausgestreut werden. Ganz unbekannt ist Licht ohne

Wärme nicht, aber seine Erzeugung ist ein Geheimnis der Glühwürmchen, das noch niemand diesen Tieren abzulauschen vermocht hat. Thompson berechnet, daß in Groß-Britannien die enorme Summe von 200—400 Millionen Mark in der Beleuchtungsindustrie ausgegeben und daß etwa 99 vom Hundert dieses Riesentapitals auf die nicht erwünschte Erzeugung von Wärme statt Licht fortgeworfen wird. Welch ein Ruhm erwartet danach den Mann, der eine wirklich praktische Glühlampe ohne Wärme erfinden würde! Vielleicht wird das Radium einmal die Möglichkeit dazu geben. Wäre es billig erhältlich, so würde es auch die sparsamste Lichtquelle sein. Leider aber würde es heute ungefähr 800 Mark kosten, um mit Radium etwa die Helligkeit einer Stearinferze zu erzielen, außerdem hat das Radiumlicht auch die fatale Eigenschaft, daß es auf erhebliche Entfernung Brandwunden verursacht. —

Theater.

Schiller-Theater N.: „Die Hoffnung auf Segen“. Schifferdrama in vier Bildern von Hermann Heijermans jr. Uebersetzung und Bühnenbearbeitung von Karl Heine und Helene Niechers. Die ergreifenden Szenen des Heijermansschen Schifferdramas, das vor einem halben Jahrzehnt in einer trefflichen Aufführung der Heineschen Troupe zuerst über eine Berliner Bühne ging, prägen sich mit einer Deutlichkeit dem Gedächtnisse ein, bleiben dem Zuschauer so gegenwärtig, daß er wohl zweifeln mag, ob eine Erneuerung des Bildes ihm mehr als er von vornherein in der Erinnerung besitzt, wird bieten können, ob sie nicht am Ende die nachwirkende Kraft jenes ersten Eindrucks gar stören werde. So ging ich mit herabgespannten Erwartungen in das Theater. Aber nach wenigen Minuten schon, als Barend, der arme furchtame Junge, zur Türe hereintrat, war ich im Bann der Dichtung, ja durchlebte nun Szene um Szene bis zu dem Schlußakt hin mit einer stärkeren Intensivität als bei dem ersten Sehen. Ich konnte oft von mittleren und guten Vorstellungen des Schiller-Theaters berichten, hier aber wurde ein Grad von künstlerischer Abrundung des Spiels erreicht, der nahe an Vollendung streifte. Man hatte die Empfindung, daß jede kleinste flüchtigste Nuance des poetischen Gemäldes in dieser Spiegelung zu ihrem Rechte kam. Und noch voller wäre der Nachklang des Ganzen gewesen, wenn man in dem letzten Akte auf dem Kontor des Reeders sich zu einigen größeren Streichungen entschlossen hätte. Die Fülle des Details, die bis dahin ein Mittel ist, die Stimmung zu steigern, wird hier zum hemmenden Momente. Die Schürkereie des Reeders, die Angst und furchtbare Verzweiflung der Frauen bei der Nachricht von dem Untergange des Schiffes, die gegen den Schuldben jäh sich aufbäumende Wut — alles das verträgt und verlangt einen gedrängteren Ausdruck. Das gemächliche Tempo, die breite, beim Milieu verweilende Ausmalung in diesen Szenen schwächt durch die lang hingezogene qualende Nervenspannung die seelische Erschütterung ab.

Von den Hauptdarstellern verschmolz ein jeder so mit seiner Rolle, daß sich Rangunterschiede der Leistung kaum konstatieren lassen. Köstlins Barend mit dem hübschen apathisch dreinschauenden Kindergeßicht, dem gedämpften Tonfall und trägen Phlegma der Bewegungen erschien so raffenecht wie Zwalds prächtiger Gyllof Geerd und Klara Rabbitows urwüchsigkegige Schifferbraut. Guido Herzfeld, der vor einigen Tagen in der Schawfchen Komödie einen von Sanftmut und Discretion überströmenden alten Kellner mit glänzendem Gelingen spielte, bewies in der diametral entgegengesetzten Gestalt des Heijermanschen Reeders die gleiche Meisterhaftigkeit. In jedem Zuge spürte man den bissigen Kettenhund. Eine Skizze, die in ihrer Feinheit an Bassermannsche Episodenkunst erinnert, gab Kirchner in der Rolle des Armenhäuslers Cobus. Auch Marie Gundra als alte Fischerwitwe Knietje verdiente reiches Lob, desgleichen das Ensemble in den personreichen Auftritten des zweiten und dritten Aktes. Der Dialekt der Waterkant, den die Schauspieler gemäß der Heineschen Uebersetzung sprachen, erhöhte die Lebendigkeit des lokalen Kolorits. —

Aus dem Tierreiche.

— Die Altersbestimmung der Fische ist, so schreibt „Prometheus“, bisher praktisch nur schätzungsweise möglich gewesen. Erst Jensen hat in dem schalenartigen Wachstum der Gehörsteine (Otolithen), d. h. in den Jahresringen auf dem Querschnitt derselben, ein Kennzeichen gefunden, welches eine genaue Altersbestimmung ermöglicht. Hoffbauer hat dann ein ähnliches Merkmal zur Altersbestimmung des Karpfens, in dessen Schuppen gefunden, nämlich gleichfalls „Jahresringe“, aus deren Zahl das Alter ersichtlich ist. Die Schuppen der Fische stecken zu etwa Dreiviertel in den sogenannten Schuppentaschen, die von der Haut gebildet werden, und nur ein Viertel der Schuppen ist äußerlich sichtbar. Dieser kleinere Teil ist pigmentiert (gefärbt) und kommt für die Altersbestimmung nicht in Betracht, sondern nur der hornartig durchscheinende größere Teil, der unter den vorerwähnten Schuppen verborgen in seiner Tasche steckt. Dieser Teil zeigt auf seiner Oberfläche ein ganzes System vieler feiner, konzentrischer, mehr oder weniger ringförmiger Linien. Nach der Mitte zu sind diese Linien weilläufig und unregelmäßig, in einiger Entfernung vom Zentrum werden sie schärfer markiert, sehr deutlich und rücken dichter aneinander. Dann folgt wieder eine Zone unregelmäßig verlaufender

Linien mit größeren Abständen, die sich dann aber wieder einander nähern und auch wieder schärfer und klarer werden. Diese Zonen wiederholen sich je nach dem Alter des Karpfens öfter, so zwar, daß jedes Jahr einer solchen Zone entspricht. Während des langsamen Wachstums im Winter nimmt die Schuppe nur unmerklich an Umfang zu; in dieser Zeit entstehen die engen Zonen der Jahresringe. Mit der reichlicheren Nahrungsaufnahme im Frühjahr schreitet auch das Wachstum erheblich fort, und nun bilden sich die unregelmäßiger und in breiteren Abständen verlaufenden Jahresringe. Dieselben sind nicht immer gleich klar, so daß oftmals mehrere Schuppen durchmustert werden müssen, um eine sichere Angabe zu gewinnen. Am geeignetsten sind die Schuppen direkt unter den seitlichen Mittellinien. Zweifelhafte Fälle sind selten und betreffen dann immer verkümmerte Tiere, die auch in der günstigen Jahreszeit entweder aus Nahrungsmangel oder aus sonstigen Ursachen nicht recht gewachsen sind. Dieser Befund Hoffbauers hat J. St. Thomson veranlaßt, daraufhin die Gadiden oder Schellfische einer Untersuchung zu unterziehen, und er hat gefunden, daß auch hier die Wachstumsintensität periodisch mit den Jahreszeiten wechselt, was sich bei den Schellfischen gleichfalls in der größeren oder geringeren Entfernung der konzentrischen Linien ausdrückt. Thomson hat mehrere Tausend Schuppen untersucht, die Jahrringe gezählt und das Alter der Fische daraus berechnet, und es spricht für die Richtigkeit der Methode, daß seine Resultate recht gut mit der in der Praxis üblichen Schätzung übereinstimmen. — Auffallend ist der Befund Thomsons, daß sich auch bei Tiefseefischen die Jahresringe feststellen lassen, obwohl dieselben einerseits Sommer und Winter in einer annähernd gleichen Temperatur leben, so daß bei ihnen andererseits auch der Nahrungsvorrat Sommer und Winter gleich bleibt und deshalb nicht so erhebliche Wachstumsunterschiede eintreten können, wie bei den Süßwasserfischen und den Seefischen in der Oberflächenregion infolge der spärlicheren Nahrungsvorräte im Winter und der reicheren im Sommer. Welche Ursachen hier die Periodizität im Wachstum im Laufe des Jahres bewirken, ist noch nicht festgestellt; vermutlich kommt die Laichzeit dabei in Betracht. Alternde Fische, die keine Eier mehr erzeugen, wachsen auch nicht mehr und legen auch keine neuen Jahresringe an. Wahrscheinlich erleiden sie alsdann bald einen natürlichen Tod. —

Notizen.

- Maria Solgers beginnt die Reihe ihrer diesjährigen volkstümlichen Vortragsabende am 30. September mit einem „Jöben-Abend“. Die Vorträge finden, da das Gewerkschaftshaus bei der Nachfrage schon besetzt war, in „Dräfels Festjalen“, Neue Friedrichstraße 35 statt. Zum Vortrag gelangen einige nach dem Tode des Dichters von Georg Brandes veröffentlichte Briefe; Eugen Brieger singt Jöbensche Lyrik in der Vertonung von Grieg; der zweite Teil des Programms bringt die gekürzte Vorlesung der „Nora“.
- Mommsens schriftlicher Nachlaß ist in den Besitz der königlichen Bibliothek übergegangen.
- „Ernst“, eine lustige Komödie für seriöse Leute“ von Oskar Wilde, hatte im Wiesbadener Hoftheater einen guten Erfolg.
- Die Internationale Konferenz für Krebsforschung beschloß, eine Internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Krebskrankheit zu begründen.
- Eine Professur für Nationalökonomie will die Hamburger Bürgerschaft schaffen.
- Auf Island, das jüngst eine telegraphische Verbindung mit Dänemark erhielt, sollen meteorologische Stationen errichtet werden.
- Im masurischen Seengebiet sinkt das Land. Große Flächen, die früher Land waren, sind jetzt vom Wasser bedeckt. Im Spirdingsee sind sogar 1500 Hektar Wald versunken.
- Ein Preisausschreiben für elektrische Batterien und Akkumulatoren hat die Vereinigung französischer Industrieller (Paris, Rue de Lutèce) erlassen. Der Wettbewerb wird international sein. Als Hauptforderndes für die Akkumulatoren wird eine Verringerung des Gewichts bezeichnet. Dazu sollen als weitere Vorzüge Einfachheit der Installation, Leichtigkeit der Prüfung und namentlich Sicherheit für die Arbeiter kommen. Einwendungen zu dem Wettbewerb müssen bis zum 31. Dezember 1906 in Gestalt von Zeichnungen eingereicht werden. Die ausgesetzten Preise sind auf eine Gesamthöhe von 8000 Fr. bemessen worden.
- ie. Alzen, ein neues Metall. Der Name Alzen ist einer neuen Legierung gegeben worden, die aus zwei Teilen Aluminium und einem Teil Zinn gebildet wird. Es soll an Stärke dem Gußeisen ebenbürtig, diesem aber an Elastizität erheblich überlegen sein. Ferner wird dem Alzen nachgerühmt, daß es eine feine glatte Polstür annimmt und nicht leicht rostet. Seine Farbe ist weiß. Es schmilzt bei einer niedrigen Rotglut und nimmt dann einen hohen Grad von Festigkeit an, sodas es die feinsten Hohlräume einer Form ausfüllt. Das spezifische Gewicht des Alzen wird von der Zeitschrift „Eisernes Zeitalter“ auf 8,3, seine Zugfestigkeit auf annähernd 22 000 Pfund auf den Quadrat Zoll angegeben.